

IM GESPRÄCH: GABRIELE EDER-CAKL / CHRISTOPH FREILINGER —

# Zwischen Lebenswelt und Andersort

## Liturgie und Pastoral im Gespräch

Wenn es um gelungene und angemessene liturgische Feiern geht, zeigen sich im Gespräch zwischen Engagierten in der Pastoral und Liturgiewissenschaftler\*innen nicht selten unterschiedliche Perspektiven und Erwartungen.

**Eder-Cakl:** In den Zukunftsprozessen der Diözesen wird immer wieder festgehalten, dass die Qualität der Liturgie verbesserungswürdig sei und die Menschen heute vor allem mit der Sprache in der Liturgie nichts mehr anfangen können. Was ist damit gemeint? Ich glaube, es geht um den Wunsch, dass sich die Lebenswelt der Menschen – und das zeigt sich eben auch in der Alltagssprache – in der Liturgie wiederfindet. Die Mitfeiernden brauchen persönliche Anknüpfungspunkte an die liturgischen Vollzüge. Die Gebete sind für manche wie Sätze aus einer anderen Sprache.

**Freilinger:** Das Anliegen, sich mit dem Leben in der Liturgie wiederzufinden, kann ich nachvollziehen. Ich bin aber davon überzeugt, dass die Liturgie als „Andersort“, den Menschen ja auch suchen, eine besondere Sprache pflegen darf, ja muss: eine Sprache, die uns mit der Gotteserfahrung biblischer Menschen verbindet, die Leben verdichtet, wie es auch die Poesie macht. Eine solche Sprache muss nicht per se unverständlich sein. Aber es braucht die Bereitschaft sich auf sie einzulassen, sie zu lernen. Freilich, unabhängig davon braucht es auch Gottesdienstformate, die stärker beim Leben heutiger Menschen ansetzen und freier sind gegenüber den geprägten Formen – auch in der Sprache. Zugleich müssten die Verantwortlichen in den stärker normierten Formen (z.B. Messfeier) die Möglichkeiten nutzen, das Leben zur Sprache zu bringen – bei der Hinführung, vor allem bei der Predigt, bei den Fürbitten.



**Mag.ª Gabriele  
EDER-CAKL**

ist Direktorin des  
Österreichischen  
Pastoralinstitutes.

Bild © Violetta Wakolbinger



**Dr. Christoph  
FREILINGER**

ist Leiter im Österreichischen  
Liturgischen Institut  
und Schriftleiter der Zeitschrift  
HEILIGER DIENST.

**Eder-Cakl:** Eine Möglichkeit scheinen Leiter-innen von Gottesdiensten zum Beispiel in einer persönlichen Begrüßung am Anfang des Gottesdienstes zu sehen: „Ich begrüße euch alle herzlich. Guten Morgen!“ Es soll dadurch eine Beziehung zu den hier und jetzt Anwesenden aufgebaut werden. Es soll ausgedrückt werden, dass der Leiter / die Leiterin der Liturgie die Menschen wahrnimmt und auch ernst nimmt, wertschätzt.

**Freilinger:** So ein Alltagsgruß unterbricht allerdings in gewisser Weise das rituelle Spiel, das ja längst mit dem Versammeln und dem Einzug der Dienste begonnen hat und die Feiergemeinde in die Erfahrung der Gegenwart Gottes führen will. Genau das soll der liturgische Gruß ausdrücken, der die vertikale Dimension der Feier ins Spiel bringt: Gott. Das stört ein „Ich begrüße“: Der Leiter, die Leiterin macht sich damit zum Veranstalter der Feier. Diese Rolle kommt aber allein Gott zu, der der eigentliche Gastgeber ist, niemand sonst.

**Eder-Cakl:** Das spitzt sich noch einmal zu, wenn die Begrüßung auch noch die Gottesdienstbesucher-innen bevormundet und belehrend förmlich zwingt, „richtig“ zu antworten, also mit: „Guten Morgen!“

**Freilinger:** Ja, und es ändert nichts am angesprochenen Bedürfnis, Beziehung zur Feiergemeinde herzustellen. Hier wird vielmehr ein Grundproblem sichtbar. Die Liturgie kann nicht Beziehungserfahrungen herstellen oder wettmachen, die wenig Entsprechung im Gemeindealltag haben. Das wird sich mit den immer größeren Seelsorgeeinheiten noch zuspitzen. Es bräuchte m. E. deshalb kreative Formen, bereits vor dem Beginn der Feier miteinander in Kontakt zu kommen.

**Eder-Cakl:** Im Miteinander-Feiern zeigt sich viel vom Leben und der Kultur des Umgangs miteinander in einer Pfarre. Ich kann mich noch gut an eine Salzburger Pfarrgemeinde erinnern, deren Ostergottesdienst mich so begeistert hat, dass ich sofort ehrenamtlich mitarbeiten wollte. Da wurden ein wertschätzender Umgang mit Mitarbeiter-innen, Dankbarkeit und Anerkennung erfahrbar.

Dafür braucht es nicht unbedingt das ausdrückliche Bedanken und den Applaus am Ende des Gottesdienstes. Ich habe sehr passenden spontanen Applaus im Gottesdienst nach einer wirklich einzigartigen Predigt oder nach einer sehr berührenden Chorgestaltung erlebt. Ärgerlich finde ich es aber, wenn der Leiter / die Leiterin am Ende jeder Feier auffordert zu klatschen. Dadurch wird eine Verpflichtung aufgebaut, ich möchte meinen Dank aber auch anders ausdrücken können.

**Freilinger:** In einem solchen Fall verliert der Applaus als spontane Äußerung auch seine Kraft und wird zur Routine, die letztlich das Erleben von Anerkennung schmälert. Problematisch finde ich es auch, wenn routinemäßig etwa Aktivitäten von Kindern (z.B. nach dem Vortrag eines Liedes) immer

gleichsam mit Szenenapplaus bedacht werden und der Eindruck entsteht, der Gottesdienst wäre eine Show mit Einlagen und Publikumsbeteiligung. Das verstellt, dass Gottesdienst keine Aufführung ist – auch nicht die eines Chores –, sondern gemeinsames Tun, dem die unterschiedlichen Rollen dienen.

Wenn sich aber Freude spontan entlädt oder unaufgefordert Dankbarkeit durch Klatschen zum Ausdruck kommt, kann das wie die Akklamation „Deo gratias“ („Dank sei Gott“) verstanden werden. Ich habe das beim Gottesdienst zur Seligsprechung von Franz Jägerstätter erlebt, als nach dem Verlesen der Urkunde mit dem „Deo gratias“ Applaus ausbrach.

**Eder-Cakl:** Ein anderes Thema ist die Versuchung für Leitende, alles – Zeichen, liturgische Texte, Gebete – mit eigenen Worten zu erklären und zu kommentieren. Dahinter steht häufig das ehrliche Bemühen, die Liturgie für die Menschen von heute nachvollziehbar zu machen. Letztlich kann das aber die Feier kaputt machen. Vieles lässt sich „rüberbringen“ indem ich als Leiterin der Liturgie auch wirklich „meine“, was ich tue. Dann braucht es oft keinen zusätzlichen Satz.

**Freilinger:** Da treffen wir uns! Statt zu erklären, dass wir glauben, dass Gott da ist, muss die Leitung mit einer Selbstverständlichkeit durch Haltung und Orientierung im Raum etwa beim Gebet erfahrbar machen, dass wir uns Gott zuwenden. Für vorgegebene liturgische Texte gilt – wie auch für Schrifttexte –: Wer sie vorträgt, muss sie sich angeeignet haben wie eine Schauspielerin den Rollentext. Und wenn die Elemente der Schöpfung in der Liturgie angemessen verwendet werden, wirken sie ohne wortreiche Erklärungen. Wasser etwa muss (reichlich) fließen, um Erfrischung oder Reinigung zum Ausdruck zu bringen. Dazu kommt noch etwas Anderes: Jede Erklärung schreibt einen mehr oder weniger eindeutigen bestimmten Sinn zu. Die Texte und Symbole der Liturgie leben aber davon, dass sie nicht streng auf eine Bedeutung festgelegt sind. Gerade die Symbolvollzüge können ganz unterschiedlich mit Bedeutung gefüllt werden: Eine brennende Kerze darf für die einen einfach nur festlich sein, für andere Ausdruck der Hoffnung, für wieder andere ein Symbol für Christus, der von sich gesagt hat, dass er das Licht des Lebens ist.

**Eder-Cakl:** Die Lebenswelt der Menschen wird aus eigener Erfahrung durch eine gute und gemeinschaftliche Vorbereitung in die Liturgie hineingetragen. Ich habe so oft erlebt, dass beim Vorbereiten einer Kinderliturgie der Austausch über die Bibelstellen Glauben und Leben zusammengebracht hat. Es war für mich immer bereichernd, die Zugänge der Mitvorbereitenden zu erfahren. Das hat uns automatisch die Worte für die Gebete und die kindgemäße Gestaltung ins Herz und in den Mund gelegt.

Für die Qualität der Liturgie braucht es in der Personalentwicklung unserer Diözesen verstärkte Anstrengungen, die theologische Qualifikation,

die Predigtkompetenz und auch das Einbeziehen von Gläubigen bereits in die Vorbereitung zu stärken. Das ist gelebte Synodalität, von der wir heute so viel reden. Auch in der Feier der Liturgie zeigt sich, ob Partizipation und Beteiligung gelebt wird, ob die Gläubigen in ihrer Taufwürde ernst genommen und entsprechend beteiligt sind – sichtbar und hörbar!

**Freilinger:** Diese Erfahrung, dass das gemeinsame Vorbereiten für die liturgische Feier fruchtbar wird, kann ich nur bestätigen – nicht nur bei Kindergottesdiensten. Einen Gottesdienst alleine vorzubereiten geht sicher schneller als in einer Gruppe. Dafür bleiben es immer die Ideen und die Sprachbilder des/der Einzelnen. In einer Gruppe kommen unterschiedliche Erfahrungen aus verschiedenen Lebenswelten zur Sprache und ins Wort – auch dann in den Feiern. Darüber hinaus ist gemeinsames Vorbereiten eine naheliegende Möglichkeit für biblische und liturgische Bildung und geistliches Gespräch. Es muss ja nicht immer alles vorbereitet werden, da genügen Akzentsetzungen bei einzelnen Teilen, die sich aus dem Prozess herauskristallisieren.

**Eder-Cakl:** Ich habe persönlich auch sehr von einer Predigtvorbereitung im Team profitiert. So haben wir zu Dritt bereits am Montag die Bibeltex-te gelesen und geteilt. Über die Woche ist dann die Predigt reif geworden. Um bei der Lebensnähe der Menschen zu bleiben: Ein kontroverses Thema ist sehr oft die Musikwahl. Ich selber hatte einmal eine intensive Diskussion mit einem Linzer Kirchenmusiker. Warum muss das *Gloria* immer ein Gloria sein und warum kann ein *Sanctus* nicht ein aktuelles Loblied sein?

**Freilinger:** Diese Frage hängt eng mit unserem Einstieg in das Gespräch, mit der liturgischen Sprache, zusammen: Liturgisches Sprechen und Singen will nicht einfach informieren oder unterhalten, sondern uns in die Wirklichkeit Gottes versetzen. Viele der Texte sind biblisch geprägt oder sogar wörtliche Zitate, die uns über alle Grenzen der Zeit hinweg mit den Gotteserfahrungen biblischer Menschen verbinden können – z. B. das Vaterunser, das wir mit den Jünger-innen von Jesus empfangen. Oder eben das Dreimal Heilig, aber da sind die Bezüge komplexer: Im ersten Teil des Heilig borgen wir uns die Worte, die der Prophet Jesaja bei seiner Berufung in einer Vision der himmlischen Liturgie hört (Jes 6,3). Ganz in diesem Sinn werden wir deshalb bei der Messfeier auch eingeladen, „einzustimmen in den Lobgesang der Engel und Heiligen“ (Hochgebet). Im Gesang verbinden wir uns mit der himmlischen Kirche, zu der auch unsere Lieben gehören, die uns vorausgegangen sind. Der zweite Teil des Heilig nimmt den österlichen Psalm 118 auf, den die Evangelien beim Einzug Jesu in Jerusalem zitieren (Mt 21,9). Diese vielschichtigen Bezüge müssen freilich erschlossen werden, damit sie sich in uns entfalten. Ein beliebiges Loblied kann sie jedenfalls nicht ersetzen. Ähnlich beim *Gloria*, in dem die Botschaft der Engel in der Heiligen Nacht anklingt (Lk 2,14). Ein Liturgiewissenschaftler,

Günter Duffrer, hat diesen Hymnus einmal als „Ökumene in die Tiefe“ genannt, weil dieser Gesang aus der Zeit vor den großen Kirchenspaltungen stammt.

**Eder-Cakl:** Diese Argumentation verstehen, glaube ich, nicht alle Menschen. Vielleicht liegt es daran, dass wir heute großteils Lieder singen, die kaum jünger als aus den 1970er Jahren sind. Manche Lieder sind wirklich zeitlos und einzigartig. Andere sind nach einiger Zeit „abgenützt“. Taize-Lieder schaffen so eine Zeitlosigkeit. Trotzdem würde ich einen Wettbewerb für neue liturgische Lieder gut finden. Die Poxrucker-Sisters haben eine neue Messe geschrieben. Das könnten wir in Österreich oder sogar im deutschen Sprachraum insgesamt einmal großflächiger angehen.

**Freilinger:** Danke für das Gespräch. Ich wünschte, dass ähnliche Dialoge auch in den (Pfarr-)Gemeinden geführt werden – getragen von der wechselseitigen Bereitschaft, das eigene Anliegen nachvollziehbar zu erklären, und der Offenheit, das Gegenüber verstehen zu wollen. Synodal eben. Das löst Spannungen nicht einfach auf, eröffnet aber gemeinsame Wege.